

Brunhilde Wehinger (Universität Potsdam)

„Ich hasste unter seinem Namen einen Anderen.“ Rousseau und Friedrich II. von Preußen

Werk und Wirkung der beiden so unterschiedlichen Repräsentanten des 18. Jahrhunderts, Jean-Jacques Rousseau und Friedrich II., beide Jahrgang 1712, könnten nicht gegensätzlicher sein: hier „J.-J. Rousseau, der Feind der Könige“¹, dort der „Roi-philosophe“ (wie die Zeitgenossen, allen voran Voltaire, den preußischen König nannten). Die philosophischen Zielsetzungen dieser beiden Vertreter der diversen europäischen Aufklärungen scheinen sich auf den ersten Blick so grundlegend zu widersprechen, dass bis heute das Aufklärerische im Denken des Einen und Handeln des Anderen kontrovers diskutiert, wenn nicht gar in Abrede gestellt wird.

Rousseau und Friedrich II. sind sich nie begegnet. Angesichts ihrer Zeitgenossenschaft und ihrer öffentlichen Präsenz in Europa ihrer Zeit ist es jedoch kaum verwunderlich, dass sie sich früher oder später gegenseitig wahrnehmen mussten, sei es kritisch oder ablehnend, ohne dass sich die Forschung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eingehender damit auseinandergesetzt hätte.² Bei genauerer Betrachtung stellt sich indes heraus, dass es

1 „J.-J. Rousseau, l'ennemi des rois“, so lautet die Selbstbezeichnung Rousseaus in seinem Brief vom 30. Oktober 1762 an Friedrich II.; cf. *Œuvres de Frédéric le Grand*, hg. v. J. E. D. Preuss, Berlin 1846-1857, 31 Bde., hier: Bd. 20, 332; die Übersetzung des Briefes in: Jean-Jacques Rousseau, *Bekenntnisse*, übers. v. Ernst Hardt. Mit einer Einführung v. Werner Krauss, Frankfurt a. M. 1985, 825.

2 Im Kontext der Friedrich- und Rousseau-Jubiläen 2012 setzt sich Jörn Sack mit der spekulativen Frage auseinander, die da lautet: Was wäre gewesen wenn? Was wäre gewesen, wenn Friedrich II. und Rousseau sich begegnet wären? Für Sack, der in den Charakteren seiner ‚Helden‘ zahlreiche Übereinstimmungen findet („Zerrüttete Kindheit“, die Unfähigkeit „ein normales Ehe- und Familienleben zu führen“, die Liebe zur Musik und Literatur etc.), handelt es sich „um zwei Menschen, die geschaffen waren, zueinander zu finden und gemeinsam Großes für die Allgemeinheit und den bestmöglichen Fortgang der Weltgeschichte zu leisten. Gemeinsam hätten sie vermocht, den vernünftigsten und damit im besten Sinne fortschrittlichsten Staat ihrer Zeit hervorzubringen“; cf. Jörn Sack, *Friedrich der Große und Jean-Jacques Rousseau – Eine verfehlt Beziehung und die Folgen. Zugleich ein Essay über den vernünftigen und den künftigen Staat*, Berlin 2011, 7. Wissen-

im schriftstellerischen Werk beider Autoren aufschlussreiche Bezugnahmen gibt, die sowohl Kritik, Ablehnung wie auch Übereinstimmung signalisieren. Vor allem in Rousseaus Autobiographie artikuliert sich eine ausgesprochen ambivalente Faszination gegenüber dem preußischen König, der dem 1762 in Frankreich per Haftbefehl gesuchten, aus Genf und Bern geflohenen Autor des *Émile* in der Grafschaft Neuchâtel (die im 18. Jahrhundert aufgrund einer Erbschaft zu Preußen gehörte) Asyl geboten hatte. Auch im schriftstellerischen Werk Friedrich II. finden sich mehr oder weniger explizite Bezugnahmen auf Rousseau, deren Interferenzen ich im Folgenden in der gebotenen Kürze vorstellen werde.

I. „Man hatte mich getäuscht“ – Rousseaus ambivalente Wahrnehmung Friedrich II.

1762 war nicht nur der Erziehungsroman *Émile* (in Den Haag) erschienen, sondern auch Rousseaus *Du contrat social* (in Amsterdam), nachdem bereits im Jahr zuvor der Briefroman *Julie ou La Nouvelle Héloïse* (ebenfalls in Amsterdam) erschienen war. In Europa herrschte seit Jahren Krieg, dessen Ende zwar noch nicht so recht abzusehen war, doch Anfang des Jahres zeichnete sich überraschend eine für Friedrich II. vorteilhafte Wendung ab. Man sprach vom „Miracle des Hauses Brandenburg“, das den Untergang Preußens verhindert habe. Dabei handelte es sich um den Waffenstillstand, der von Zar Peter III. (ein Friedrich-Verehrer) anlässlich des (am 5. Januar 1762 eingetretenen) Todes der Zarin Elisabeth (eine vehemente Friedrich-Gegnerin) erlassen wurde, und den am 5. Mai 1762 in Sankt Petersburger unterzeichneten Friedensvertrag (zwischen Russland und Preußen) sowie die damit einhergehende Wendung des Kriegsgeschehens, das schließlich nach siebenjähriger Dauer mit dem Friedensvertrag von Hubertusburg am 15. Februar 1763 beendet wurde.³

Im *Contrat social* (1762) positioniert sich Jean-Jacques Rousseau gegen den Autor des *Antimachiavel* (1739/40) und seit 1756 Krieg führenden preußischen König⁴, implizit auch gegen Voltaire, Rousseaus Gegenspieler und

2 schaftsgeschichtlich aufschlussreich hinsichtlich der Rousseau-Rezeption in Deutschland ist der Festvortrag über die Beziehung zwischen Rousseau und Friedrich II. von Emil du Bois-Raymond, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften „Zur Feier des Jahrestages Friedrich's II.“ am 30. Januar 1879; in: *Monatsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, 1879, 71-110.

3 Johannes Kunisch, *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, München 2004, 427.

4 *Du contrat social ou principes du droit politique*, in: Jean-Jacques Rousseau, *Œuvres complètes*, hg. v. Bernard Gagnebin, Marcel Raymond, Paris 1964 (Pléiade), Bd. 3, 349-470, hier: 409.

prominentester Korrespondent Friedrich II.⁵ Als Mentor des Kronprinzen zur Zeit der Abfassung des *Antimachiavel*, hatte Voltaire das bis heute bekannteste Werk Friedrichs, die aufklärungsphilosophische Widerlegung des *Principe* Machiavellis, ohne Angabe des Autors und Editors kurz nach dem Regierungsantritt und wenige Wochen vor dem militärischen Überfall Friedrich II. auf Schlesien in Den Haag veröffentlicht. Nicht ohne Zutun Voltaires, den Friedrich in zahlreichen Briefen zum Schweigen über die fürstliche Autorschaft des *Antimachiavel* aufgefordert hatte, war die Anonymität des Werkes alsbald gelüftet und die interessierte Öffentlichkeit wusste sehr wohl, dass der *Antimachiavel* ein Gemeinschaftswerk Voltaires und des preußischen Königs war.⁶

Im 3. Buch des *Contrat social* (6. Kapitel: „De la Monarchie“) bezieht sich Rousseau auf Machiavelli, einer der meistzitierten Referenzautoren im *Gesellschaftsvertrag*, und implizit auf den *Antimachiavel* – der im 18. Jahrhundert dank unzähliger Raubdrucke und zahlreicher Übersetzungen europaweit verbreitet war. Rousseau vertritt 1762 die These, alle, die Machiavellis Traktat *Il Principe* als eine Staatslehre für die Fürsten Europas betrachteten, seien im Irrtum. Der Florentiner Autor sei ein Gegner der Fürsten und lege offen, was diese tatsächlich tun, keineswegs aber lehre er, was sie tun sollen: Er belehre nicht die Könige, sondern er belehre das Volk: „Machiavellis *Principe* ist das Buch der Republikaner“. Und daraus schließt Rousseau im *Contrat social*: Machiavelli ist ein ehrenwerter Mann („un honnête homme“) und guter Staatsbürger („un bon citoyen“), der bislang nur „oberflächliche oder verdorbene Leser“ gefunden habe.⁷ Die zielgenauen Spitzen Rousseaus gegen die Verfasser der durch ihre fürstliche (Ko-)Autorschaft berühmt gewordenen Widerlegung des *Principe* waren für das zeitgenössische Publikum, das zwischen den Zeilen zu lesen verstand, umso deutlicher, als Friedrich II.

-
- 5 Im ersten Teil der *Confessions / Bekenntnisse* erinnert sich Rousseau an die um 1740 allgemein bekannt gewordene Korrespondenz zwischen Voltaire (dessen „herrlichen“ Schreibstil er bewundert habe) und dem damaligen preußischen Kronprinzen (dessen „Jugend nicht sehr glücklich gewesen“ sei), cf. *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 311: „Der Briefwechsel Voltaires mit dem Kronprinzen von Preußen erregte damals Aufsehen, und wir sprachen über diese beiden berühmten Männer, deren einer, neuerlich auf den Thron gelangt, bereits ahnen ließ, wie er sich binnen kurzem offenbaren würde, und von denen der zweite, der damals ebenso verschrien war, wie er jetzt berühmt ist, uns aufrichtiges Mitleid mit dem Unglück abzwang, das ihn zu verfolgen schien und dem man so oft als der Schicksalsmitgift großer Männer begegnet.“
- 6 *L'Antimachiavel ou Réfutation du Prince de Machiavel*, in: Friedrich der Große, *Potsdamer Ausgabe / Édition de Potsdam*, Französisch-Deutsch, übers. v. Brunhilde Wehinger, hg. v. A. Baillet, B. Wehinger, Berlin 2007, Bd. VI, 45-259, sowie 419.
- 7 *Du contrat social* (wie Anm. 4), 1480.

seit der Veröffentlichung des *Antimachiavel* zum dritten Mal gegen halb Europa Krieg (um Schlesien) führte; zur Zeit der Veröffentlichung des *Contrat social* schon seit fast sieben Jahren. Rousseaus republikanische und pazifistische Lesart des *Fürsten* von Machiavelli ist als Kritik an Friedrich II. (und Voltaire) nicht von der Hand zu weisen.

Bereits 1741 hatte der Abbé de Saint-Pierre, dessen Nachlass Rousseau bearbeitet und kommentiert hatte⁸, und dessen Schrift *Über den ewigen Frieden in Europa* eine wichtige Rolle im *Émile*⁹ spielt, die Widersprüche des *Antimachiavel* offengelegt und auf die daraus resultierenden Widersprüche zwischen dem Denken des Autors und dem Handeln des Königs geschlossen. Als einer der Ersten insistierte der Abbé de Saint-Pierre darauf, dass die Widersprüche in Friedrichs Denken darauf hinauslaufen, das aufklärungsphilosophische Herrscherprogramm, wie es im *Antimachiavel* formuliert wird, durch das politische Handeln auf eklatante Weise ad absurdum zu führen. Die explizite Kritik des pazifistischen Frühaufklärers bezieht sich auf den militärischen Überfall auf Schlesien und führt das noch heute gängige Leitmotiv der *Antimachiavel*-Lektüre ein: den Widerspruch zwischen philosophischem Denken und politischem Handeln bei Friedrich II.¹⁰ Dieser kannte das Werk des Abbé de Saint-Pierre, der ihm das Projekt *Über den ewigen Frieden in Europa* geschickt hatte. Bereits im *Antimachiavel* und in Briefen an Voltaire bezeichnet er ihn als einen wohlmeinenden Träumer, den er zur Kenntnis, aber nicht ernst nehme. Der Abbé de Saint-Pierre war 1740 sogar nach Berlin gereist, um den jungen König anlässlich der Feierlichkeiten der Thronbesteigung seinen Friedensplan zu präsentieren, erhielt jedoch keine Audienz, so dass er enttäuscht nach Paris zurückkehrte und seine grundsätzliche Kritik des *Antimachiavel* verfasste.¹¹

8 Jean-Jacques Rousseau, *Écrits sur l'Abbé de Saint-Pierre*, in: *Œuvres complètes* (wie Anm. 4), 561-682.

9 Jean-Jacques Rousseau, *Émile ou De l'éducation*, in: *Œuvres complètes* (wie Anm. 4), Bd. 4, 848: „L'Abbé de St. Pierre avoit proposé une association de tous les Etats de l'Europe pour maintenir entre eux une paix perpétuelle. Cette association étoit-elle practicable, et supposant qu'elle eut été établie, étoit-il à présumer qu'elle eut duré ? Ces recherches nous mènent directement à toutes les questions de droit public qui peuvent achever d'éclaircir celle du droit politique »; im Folgenden zitiere ich die Übersetzung: *Émile oder Über die Erziehung*, übers. v. Elenore Sckommodau, hg. v. Martin Bang Stuttgart 1963 u. ö. (Reclam), 928.

10 Vgl. Michel Kerautret, „Religiöse Toleranz und philosophische Indifferenz“, in: Gregor Vogt-Spira, Bernd Sösemann (Hg.), *Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung*, Stuttgart 2012, 2 Bde., hier: Bd. 2, 47-66.

11 *Réflexions sur l'Antimachiavel de 1740* par Mr. l'Abbé de Saint-Pierre, Rotterdam 1741; in: ders., *Kritik des Absolutismus*, hg. v. H. Hömig, F.-J. Meissner, München 1988, 257-304.

Friedrichs Widerlegung des *Principe* setzt die von Rousseau als Irrtum gebrandmarkte Annahme voraus, Machiavelli habe den Fürsten eine Staatslehre, die vergiftet sei, und politische Handlungsanleitungen, die gefährlich seien, vorgelegt. In der Einleitung zum *Antimachiavel* heißt es:

„Ich wage es, zur Verteidigung der Menschheit gegen ein Ungeheuer anzutreten, das sie zerstören will; und ich habe mich erküht, meine Überlegungen zu seinem Buch Kapitel für Kapitel so darzulegen, dass sich das Gegengift gleich neben dem Gift befindet. Ich habe Machiavellis *Fürsten* immer als eines der gefährlichsten Werke betrachtet, die in der Welt verbreitet sind.“¹²

Die Widerlegung des *Principe* war für Friedrich II. bekanntlich Anlass, einen aufklärerischen Gegenentwurf zu Machiavellis politischem Traktat darzulegen, den er im *Antimachiavel* erstmals im viel zitierten Diktum auf den Punkt bringt: „Der Fürst ist der erste Diener seiner Völker“.¹³ Dieses Ideal eines „guten Königs“ steht Rousseaus Überlegungen im erwähnten Kapitel „De la Monarchie“ nicht allzu fern, wobei es für Rousseau in Geschichte und Gegenwart eigentlich keine „guten Könige“ geben kann, da diese angesichts ihrer Aufgabe, ihr Land gut, das heißt im Interesse des Volkes zu regieren, die „Schultern des Herkules“ benötigen.¹⁴ Wie genau Rousseau den *Antimachiavel* gelesen haben könnte, zeigt die berühmt gewordene Formulierung des *Contrat social*, dessen erstes Kapitel mit dem Satz beginnt: „L’homme est né libre, et par-tout il est dans les fers“ (Der Mensch ist frei geboren, aber überall liegt er in Ketten).¹⁵ Im 9. Kapitel des *Antimachiavel* heißt es:

„Kein Gefühl ist so untrennbar mit unserem Wesen verbunden wie das der Freiheit. [...] Da wir ohne Ketten geboren werden, verlangen wir, ohne Zwang zu leben, und da wir nur von uns selbst abhängig sein wollen, wollen wir uns auch nicht den Launen anderer unterwerfen. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes hat der Welt viele große Männer geschenkt und jene Regierungsformen hervorgebracht, die man republikanisch nennt. Auf der Grundlage weiser Gesetze erhalten sie die Freiheit der Bürger gegen jegliche Unterdrückung und errichten eine Art von Gleichheit unter den Mitgliedern einer Republik, wodurch sie dem Naturzustand äußerst nahe kommen.“¹⁶

12 *L’Antimachiavel* (wie Anm. 6), 47.

13 Ebd., 52 und 53.

14 *Du contrat social* (wie Anm. 4), 410.

15 Ebd., 351.

16 *L’Antimachiavel* (wie Anm. 6), 105.

Ziemlich versteckt hingegen ist Rousseaus Friedrich-Kritik im *Émile*, obwohl er in den *Confessions* (2. Teil, 12. Buch) behauptet, die folgende, nur schwach markierte Anspielung sei für die zeitgenössischen Leser des *Émile* ohne Weiteres als Kritik am König von Preußen erkennbar gewesen. Gemeint ist die Erwähnung der negativ konnotierten Figur des Adrastus (der treulose und habgierige König der Daunier). In den zwischen 1765 und 1770 verfassten *Bekanntnissen*, also nachträglich, erläutert Rousseau die Anspielung und stellt sie als eine der „Ungerechtigkeiten“, die er gegen Friedrich II. verübt habe, dar.

Mit der Bezugnahme auf den *Émile* (und auf all seine anderen Werke) in der Autobiographie vergegenwärtigt Rousseau zugleich seine werkimmanenten Referenzhorizonte, die die intertextuellen Vernetzungen und pointierten Anspielungen in seinem Œuvre erkennbar werden lassen. Dabei entstehen zugleich Verknüpfungen auf die Lektürehorizonte Friedrich II., der bekanntlich ein unermüdlicher Leser war. So lässt der fiktive Erzieher (im 5. Buch des *Émile*¹⁷) seinen Zögling, der inzwischen zu einem jungen Mann mit „gesundem Menschenverstand“ herangewachsen ist, Fénelons modernen Fürstenspiegel *Télémaque* lesen. Das war eines der Lieblingsbücher Friedrichs, das er in jungen Jahren im Rahmen seiner französisch orientierten Prinzenenerziehung mit Begeisterung gelesen hatte und das er in seinem schriftstellerischen Werk immer wieder zitiert, insbesondere im *Antimachiavel*: Hier setzt er dem „verruichten“ *Principe* Machiavellis explizit die *Abenteuer des Télémach* (1717) entgegen, die Fénelon um 1694 als Lehrbuch für den Enkel Ludwig XIV. verfasst hatte und die im frühen 18. Jahrhundert zum Standardwerk der (westeuropäischen) Prinzenenerziehung (auch am Berliner Hof) avancierten. Der *Télémaque*, den also auch Rousseaus *Émile* liest, vermittelt in der Tradition des Humanismus fortschrittliche Ideen, u. a. hinsichtlich der gesetzlichen Einschränkung der Machtfülle des Fürsten, der Frieden schaffen, für das Wohl des Volkes arbeiten und unempfindlich für Hofintrigen und Schmeicheleien sein soll; und – was der größte Wunsch eines friedliebenden Fürsten sei – er wird für die guten Taten von seinem Volk geliebt werden. Darüber hinaus bietet Fénelons *Télémaque* eine kenntnisreiche, stilistisch formvollendet und elegant geschriebene (dieser Aspekt ist für Rousseau ebenso wichtig wie für Friedrich II.) Einführung in die Antike. Die antiken Klassiker prägten Rousseaus Leserbiographie ebenso wie die des preußischen Königs.¹⁸ Im

17 *Émile* (wie Anm. 9), 849; deutsch (wie Anm. 9), 929.

18 *Bekanntnisse* (wie Anm. 1), 42; *Antimachiavel* (wie Anm. 6): Kap. 7, 85 u. 433; zu Friedrichs Lektürehorizont, in dessen Mittelpunkt neben Voltaire und den französischen Klassikern des 17. Jahrhunderts insbesondere die römischen Klassiker standen, cf. Brunhilde Wehinger, Günther Lottes (Hg.), *Friedrich der Große als Leser*, Berlin 2012, 9-23.

Émile heißt es zur negativen Konnotation des Adrastus aus den *Abenteuern des Telemach*, die der Autor, indem er sie zurückweist, seinen Lesern und Leserinnen geradezu nahe legt:

„Dann lasse ich ihn [d. h. *Émile*, BW] den *Telemach* lesen und ihn auf seinem Weg weiter begleiten; wir suchen das glückliche Salent auf und den guten Idomeneus, der durch sein großes Unglück zum Weisen wurde. Unterwegs treffen wir auf viele Protesilas, aber auf keinen Philokles. Auch Adrastus, König der Daunier, ist keineswegs unauffindbar. Aber überlassen wir es den Lesern, sich unsere Wanderfahrten vorzustellen, oder sie an unserer Statt, den *Telemach* in der Hand, zu machen; und legen wir ihnen keine betrübliche Auslegung nahe, die der Autor selbst ausschaltet oder nur wider Willen anstellt.“¹⁹

Erst in seiner postum erschienenen Autobiographie bezieht Rousseau selbst die „betrübliche Auslegung“ des Adrastus auf den preußischen König, der während der Entstehungszeit des *Émile* den Siebenjährigen Krieg führte. Wir könnten diese Anspielung auf Friedrich II. dahingestellt sein lassen, hätte Rousseau sie in den *Bekenntnissen* nicht eigens als eine der beiden „Ungechtigkeiten“, zu denen er sich als Schriftsteller gegen den preußischen König habe hinreißen lassen, hervorgehoben.²⁰

Die andere „Ungerechtigkeit“ sei, so Rousseau, ein Zweizeiler gewesen, den er unter dem Porträt des preußischen Königs angebracht habe. Dieses Friedrich-Porträt hing, so erfahren wir in den *Bekenntnissen*, an der Wand über seinem Schreibtisch in Montmorency, wo Rousseau im Jahrzehnt zwischen 1750 und 1760 zurückgezogen lebte und seine drei großen Werke (*La Nouvelle Héloïse*, *Émile ou de l'éducation* und *Du contrat social*) schrieb. Dass sogar Jean-Jacques Rousseau ein Porträt des preußischen Königs an seinem Arbeitsplatz angebracht hatte, ist ein unmissverständlicher Hinweis auf die Präsenz dieses Monarchen, selbst im Alltag des „Citoyen de Genève“ und radikalen Kritikers des Despotismus. Eine Zeile des unter dem Porträt angebrachten Verses habe gelautet: „Il pense en philosophe, et se conduit en Roi“ („Er denkt als Philosoph und handelt wie ein König“). In den *Bekenntnissen* heißt es: „Aus jeder anderen Feder wäre dieser Vers ein recht schönes Lob gewesen, da er jedoch aus meiner geflossen war, enthielt er einen ganz unzweideutigen Sinn, der überdies durch einen vorhergehenden Vers nur allzu offen-

19 *Émile* (wie Anm. 9), 929.

20 *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 814.

bar wurde.²¹ Wie der vorhergehende Vers lautete, wird nicht gesagt. Diese Zeilen, so Rousseau weiter, seien von allen gesehen worden, die ihm einen Besuch abstatteten. Einer seiner Gäste habe den Zweizeiler sogar abgeschrieben, um ihn d'Alembert zu zeigen. Und dieser habe es sich „angelegen sein lassen, dem König damit in meinem Namen aufzuwarten“²². Für Rousseaus Behauptung, d'Alembert habe ihn bei Friedrich in ein schlechtes Licht gerückt, findet sich im umfangreichen Briefwechsel d'Alemberts mit Friedrich II. kein Beleg. Hingegen war es derselbe d'Alembert, der Rousseau in einem Brief vom 15. Juni 1762 dringend geraten hatte, sich nach dem Verbot des *Émile* (5. Juni) und der Anordnung der Verhaftung des Autors sowie der öffentlichen Verbrennung des Buches in Paris (9. Juni) unverzüglich im preußischen Neuchâtel in Sicherheit zu bringen: „Dort werden Sie einen Ihren Wünschen gemäßen Zufluchtsort finden & einen Gouverneur antreffen, der Sie empfangen und umsorgen wird, wie die Patriarchen des Alten Testaments die verfolgte Unschuld empfangen und umsorgen.“²³

Im zwölften und letzten Buch des 2. Teils der *Bekenntnisse* thematisiert Rousseau ausführlich seinen Aufenthalt in der Grafschaft Neuchâtel: Er wohnte von 1762 bis 1765 in Môtiers, einem Uhrmacherdorf im Neuchâtel Jura, und genoss die in der Autobiographie detailliert geschilderte Gastfreundschaft, die ihm der preußische Gouverneur Lordmarschall George Keith entgegengebracht habe. Der Schotte George Keith (Earl Marischal of Scotland oder Maréchal d'Écosse) war nach Berlin emigriert und stand seit 1747 in preußischen Diensten. Friedrich II. betraute ihn mit hohen Ämtern, schätzte ihn als Freund und Teilnehmer der ‚philosophischen Soupers‘ und widmete ihm u. a. eines seiner eindrucksvollsten philosophischen Gedichte: Die Versepistel „An den Marschall von Keith: Über die leeren Schrecken des Todes und die Angst vor einem anderen Leben“ (um 1750) rekurriert auf das Lehrgedicht *De rerum natura* von Lukrez. Friedrich gibt sich in diesem Gedicht als Anhänger des epikureischen Denkens zu erkennen und stellt den

21 Ebd.; die erste Zeile des Verses, die auf der Rückseite des Friedrich-Porträts gestanden haben soll (und somit für die Besucher eigentlich unsichtbar war), habe gelaute „La gloire, l'intérêt, voilà son dieu, sa loi“ („Ruhm und Eigennutz sind sein Gott, sein Gesetz“). Die Forschung geht allerdings davon aus, dass Rousseau beide Verse beim Verfassen der Autobiographie einfach erfunden hat.

22 *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 814.

23 Brief d'Alemberts an Rousseau vom 15. Juni 1762, in: Frédéric S. Eigeldingers Studie „Des pierres dans mon jardin“. *Les années neuchâtelaises de J.-J. Rousseau et la crise de 1765*, Paris, Genève 1992, 28.

Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in Frage.²⁴ Dabei bezieht er sich vor allem auf das 3. Buch des lukrezischen Lehrgedichts, in dem von der Materialität und Sterblichkeit von Geist und Seele die Rede ist, und das mit folgendem Vers eingeleitet wird: „Aus so großer Finsternis ein so helles Licht“.²⁵ Das zwölfte Buch der *Bekenntnisse*, das die Jahre 1762 bis 1765 erinnert, beginnt mit den Sätzen:

„Hier beginnt die Finsternis, in die ich mich seit acht Jahren hineingestoßen sehe, ohne daß es meinen undenklichen Bemühungen gelungen wäre, ihr schreckliches Dunkel zu durchdringen. In dem Abgrund des Elends, in den ich hinabgeschleudert bin, fühle ich die Schläge, die nach mir geführt werden [...]“.²⁶

Rousseau, der 1762 nicht nur in Frankreich, sondern auch in Genf und Bern per Haftbefehl gesucht wurde, befand sich zu dem Zeitpunkt, den er in dieser Passage der Autobiographie erinnert, auf der Suche nach einem sicheren Asyl, das er schließlich (nach einem gewissen Zögern) in der zu den Staaten des preußischen Königs gehörenden Grafschaft Neuchâtel fand. Dort, so heißt es in den *Bekenntnissen*, musste er „naturgemäß vor allen Verfolgern geschützt sein oder zum mindesten [konnte] die Religion dort nicht zum Vorwande dienen“.²⁷ Nach seiner Ankunft in Môtiers im Juli 1762 adressierte er folgenden Brief an Friedrich II.:

„Ich habe viel Schlechtes über Sie gesagt und werde es vielleicht auch noch ferner tun. Da ich jedoch aus Frankreich, aus Genf und aus dem Kanton Bern verjagt worden bin, habe ich in Ihren Staaten eine Zuflucht gesucht. Vielleicht war es ein Fehler, damit nicht den Anfang gemacht zu haben –, dieser Glaube gehört zu jenen Huldigungen, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe keine Gnade von Ihnen verdient, und ich bitte auch nicht um Gnade, aber ich habe Euer Majestät mitteilen zu müssen geglaubt, daß ich mich in Ih-

24 Das führte u. a. dazu, dass diese Versepistel (wie die gesamten, 1760 als Raubdruck erschienenen *Œuvres du Philosophe de Sans-Souci*, in welchem das Gedicht enthalten war) so viel Staub aufwirbelte, dass es sogar zweimal auf dem Index der verbotenen Bücher landete; zu Form, philosophiegeschichtlicher Bedeutung, Rezeption und zeitgenössischer Kritik der Epistel an den Marschall v. Keith cf. Reinhart Meyer-Kalkus, „Mein Freund Lukrez: Friedrichs XVIII. Epistel an den Marschall von Keith: Über die leeren Schrecken des Todes und die Angst vor einem anderen Leben“, in: Brunhilde Wehinger, Günther Lottes (Hg.), *Friedrich der Große als Leser* (wie Anm. 18), 121-142.

25 Hildegard Cancik-Lindemaier, „„Aus so großer Finsternis ein so helles Licht.“ Antike und Aufklärung“, in: Richard Faber, Brunhilde Wehinger (Hg.), *Aufklärung in Geschichte und Gegenwart*, Würzburg 2010, 61-83.

26 *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 809.

27 Ebd., 813.

rer Gewalt befinde und mich darin befinden will: sie mag nach ihrem Gefallen über mich verfügen.“²⁸

Will man der Autobiographie Glauben schenken, so nahm Rousseau den preußischen König, über den er „viel Schlechtes“ gedacht und gesagt habe, während seines Exils in Neuchâtel unter ganz neuen Vorzeichen wahr. Allerdings haben wir es mit einer autobiographischen, radikal ich-bezogenen Selbststilisierung zu tun. Rousseau zeichnet die Veränderungen seiner Friedrich-Wahrnehmung in den ausführlichen Passagen über seinen Aufenthalt in Neuchâtel und verfolgt dabei u. a. das Ziel, eine geistige Annäherung an den König von Preußen plausibel zu machen. Dies geschieht über den ‚Umweg‘ der mit großem Pathos formulierten Verehrung und der Darstellung seiner freundschaftlichen Gefühle für den preußischen Gouverneur und Stellvertreter des Königs – und: all das dem Publikum en détail mitzuteilen. Denn entgegen seiner Selbststilisierung als „einsamer Spaziergänger“ und gesellschaftsfern lebender Philosoph legte Rousseau bekanntlich großen Wert auf das Urteil seiner Leserinnen und Leser.²⁹

In der autobiographischen Erzählung vergegenwärtigt Rousseau eine fast kindliche Zuneigung zu Lordmarschall George Keith, den er wie einen Vater geliebt habe. Diese autobiographischen Erinnerungen vermitteln den Eindruck, es habe dank der Menschlichkeit des preußischen Gouverneurs (der einst selbst seine schottische Heimat verlassen musste und in der Fremde lebte) in der tiefen „Finsternis“ der Verfolgung und des Exils für Rousseau plötzlich ein ‚helles Licht‘ gegeben, das in Form der humanitären Hilfe, Toleranz, Gastfreundschaft in den „Staaten des preußischen Königs“ für ihn entzündet worden war: „Ich möchte am liebsten nicht aufhören, von George Keith zu sprechen, ihm gelten meine letzten glücklichen Erinnerungen, mein ganzes übriges Leben ist nur noch Kummer und Bedrängnis gewesen.“³⁰ Es war Friedrichs Gouverneur, dem es gelungen sei, das wahre ‚Bild‘ des preußischen Königs erkennbar zu machen. Er müsse gestehen, vertraute er George

28 Rousseaus Brief vom Juli 1762 an Friedrich II., der möglicherweise den Adressaten nie erreichte, in: *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 815.

29 Die *Bekenntnisse* enden mit dem Bericht über die Reaktion der (mehrheitlich adligen) Zuhörer/innen, denen Rousseau in einem Pariser Salon aus dem ersten Teil seiner Autobiographie vorlas: „So schloss ich meine Vorlesung und jedermann schwieg. Frau von Egmont war die einzige, die bewegt schien: sie zitterte sichtlich, faßte sich jedoch bald wieder und schwieg wie alle anderen. Das war die Frucht, die ich aus einer Vorlesung und aus meiner Erklärung [nichts anderes als die Wahrheit gesagt zu haben, BW] erntete“ (*Bekenntnisse*, wie Anm. 1, 900).

30 Ebd., 823.

Keith in einem Brief vom 1. November 1762 an, er habe Friedrich II. früher nicht geliebt. Der Grund dafür: „Man hatte mich getäuscht. Ich hasste unter seinem Namen einen Anderen.“³¹ Die denkwürdige Veränderung seiner Sicht auf den König demonstrierte Rousseau anlässlich des Friedens von Hubertusburg im Februar 1763 in aller Öffentlichkeit durch „eine ungemein geschmackvolle Illumination“ des von ihm bewohnten Hauses.³²

Die Hoffnung, in den Staaten Friedrich II. ein von Verfolgern und Neidern unbehelligtes Leben führen zu können, die in den *Bekenntnissen* ‚aufleuchtet‘, endet abrupt: Jean-Jacques Rousseau ließ sich das Wort nicht verbieten, publizierte und machte sich (nicht nur in der Schweiz) neue Feinde. Diese nahmen entgegen den Erwartungen Rousseaus schließlich auch in Neuchâtel die Religion „zum Vorwand“:

„Von der Kanzel herab wurde wider mich gepredigt, ich wurde der Antichrist genannt und auf dem Lande wie ein Werwolf verfolgt. Mein armenisches Gewand diente dem Pöbel als Kennzeichen: ich bekam das Mißliche desselben aufs grausamste zu fühlen, es jedoch unter diesen Umständen abzulegen, dünkte mich feige. [...] Ich spazierte also ruhig in meinem Kaftan und meiner Pelzmütze mitten durch das Hohngeschrei und bisweilen durch die Steinwürfe des Pöbels.“³³

Die Lage spitzt sich zu: Es folgt die dramatische Schilderung der lebensgefährlichen Steinwürfe in Rousseaus Haus und Garten, die ihn schließlich dazu veranlassten, Neuchâtel zu verlassen, obwohl er unter dem Schutz Friedrich II. stand, der ihm das Aufenthaltsrecht erteilt und ihm über seinen Gouverneur auch materielle Hilfe angeboten hatte, die Rousseau jedoch zurückwies. Im zweiten Brief (vom 30. Oktober 1762), den er an den König schrieb, dankt Rousseau seinem „Beschützer und Wohltäter“, lehnt aber die Naturalien, die der König ihm anbot, stolz ab:

„Sie wollen mir Brot geben ... fehlt es denn keinem Ihrer Untertanen? Nehmen Sie mir diesen Degen aus den Augen, er blendet und kränkt mich und

31 „Je dois vous avouer que je ne l'aimais point auparavant, ou plutôt on m'avait trompé: j'en haïssais un autre sous son nom. Vous m'avez fait un cœur tout nouveau, mais un cœur à l'épreuve, qui ne changera pas plus pour lui que pour vous“ (Rousseau an George Keith, 1. Nov. 1762), zitiert nach Frédéric S. Eigeldinger, „*Des pierres dans mon jardin*“ (wie Anm. 23), 30. An die Gräfin von Boufflers, die auch mit Voltaire und d'Alembert korrespondierte (und Rousseaus Botschaften weiterleitete), schrieb er am 30. Okt. ein ähnliches Geständnis: Er habe über den preußischen König viel Schlechtes gedacht und geschrieben, doch nun werde er ihn lieben („je l'aimerai toute ma vie“), ebd.

32 *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 824.

33 Ebd., 862.

hat nur allzu gut seine Schuldigkeit getan ... Das Zepter ist fortgelegt. Für Könige Ihres Schlages ist die Laufbahn groß, und Sie sind noch fern vom Ende: aber die Zeit drängt. Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, um bis ans Ziel zu gehen. Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre, so wollte J.-J. Rousseau, der Feind der Könige, zu Füßen seines Thrones sterben.“³⁴

Dankbar, aber ungebrochen selbstbewusst stilisiert sich der neue Untertan des preußischen Königs: Als „Feind der Könige“, wie er sich ausgerechnet in diesem Dankesbrief an Friedrich bezeichnet, verachtet er die Geschenke des Monarchen und weist sie stolz, mit einer an Diogenes gemahnenden Geste zurück. In den *Bekanntnissen* erwähnt Rousseau seinen „rachsüchtigen Stolz“, den er empfand, als er für die erwähnte Illumination seines Hauses fast ebensoviel Geld habe draufgehen lassen wie der König ihm hatte schenken wollen.³⁵

Während er von der Nachbargemeinde das Bürgerrecht erhalten hatte, warfen die unmittelbaren, von ihrem Pfarrer aufgehetzten Nachbarn Steine in Rousseaus Haus und Garten: „Zu Anfang des Monats September wurde ich in der auf den Jahrmarkt zu Môtiers folgenden Nacht endlich in meiner Behausung in einer für alle darin Wohnenden lebensgefährlichen Weise angegriffen.“³⁶ Weder der Gouverneur vor Ort (aus Rousseaus Sicht im Innersten ein stolzer und tugendhafter Republikaner) noch der im fernen Potsdam residierende König konnten Rousseau vor dem religiös motivierten Fanatismus schützen. Für Friedrich II., der seinen Untertanen Toleranz in Glaubensfragen abverlangte, musste diese Situation besorgniserregend gewesen sein. Das Angebot des Lordmarschalls George Keith, mit ihm nach Berlin zu reisen und sich dort niederzulassen, lehnte Rousseau ab und ging stattdessen nach England ins Exil.

II. Zwischen Ablehnung und Bewunderung – der Blick Friedrich II. auf Rousseau

Dass Friedrich II. die Werke Rousseaus zur Kenntnis nahm, auch unabhängig von seinem Aufenthalt in Neuchâtel, der für ihn in einer tiefen Krise endete, zeigen die Bezugnahmen auf Rousseaus Abhandlung aus dem Jahre 1750

34 Ebd., 825.

35 Ebd., 824.

36 Ebd., 871.

über die Preisfrage der Académie de Dijon „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épeurer les mœurs?“ („Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und der Künste zur Verfeinerung der Sitten beigetragen?“) und den *Émile*. In der Korrespondenz mit Voltaire schließt sich der König in der Regel zwar dem sarkastischen Ton Voltaires an und beteiligt sich am Spott der Enzyklopädisten. Im schriftstellerischen Werk des Königs finden sich hingegen zahlreiche Verweise auf den kulturkritischen Denker und insbesondere auf den Pädagogen Jean-Jacques Rousseau. Friedrich, der sich die französischen Neuerscheinungen von seinen literarischen Agenten besorgen ließ und über die in Paris öffentlich ausgetragenen intellektuellen Debatten informiert war, legte auch in Kriegszeiten Wert darauf, literarisch und philosophisch auf dem Laufenden zu sein. Die umstrittene Rolle Rousseau kannte er vor allem aus der Perspektive Voltaires und d’Alemberts. Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges setzte er sich aber mit dem Werk Jean-Jacques Rousseaus genauer auseinander.

1771 verfasste er seinen *Discours de l’utilité des sciences et des arts dans un État* („Über die Nützlichkeit der Wissenschaften und Künste im Staate“), der im Januar 1772 in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelesen, zeitgleich an Voltaire und d’Alembert zur kritischen Lektüre geschickt und unverzüglich bei Voss in Berlin veröffentlicht wurde. Der Text, dessen Titelformulierung an Rousseaus *Discours* über die Bedeutung der Wissenschaften und Künste für die „Verfeinerung der Sitten“ anspielt, wird ohne Umschweife mit einer Tirade gegen den 1750 über Nacht berühmt gewordenen Autor dieser zivilisationskritischen Abhandlung eingeleitet. Friedrich unternahm eine Widerlegung Rousseaus. Sie beginnt folgendermaßen:

„Wenig aufgeklärte oder nicht ernstzunehmende Personen haben es gewagt, sich als Feind der Wissenschaften und der Künste zu Wort zu melden. Wenn es erlaubt ist, zu verunglimpfen, was der Menschheit zur größten Ehre gereicht, so muss es mit umso besseren Argumenten auch erlaubt sein, dies zu verteidigen. Das ist die Pflicht derjenigen, die die Gesellschaft lieben und sich von Herzen für all das erkenntlich zeigen, was wir der Literatur verdanken. Es ist mir peinlich, sagen zu müssen [...], dass jemand die Unverschämtheit besaß, die Nützlichkeit der Wissenschaften für die Gesellschaft in Frage zu stellen und zu behaupten, sie seien schädlich, obgleich daran eigentlich niemand Zweifel haben dürfte.“³⁷

Es folgt eine Apologie der aufklärerischen Wissenschaftskultur und der neuen Wissensgesellschaft, deren Anfänge der historisch argumentierende

37 *Œuvres de Frédéric le Grand* (wie Anm. 1), Bd. 9, 171 (Übersetzung BW).

Verfasser in der Antike festmacht und deren aktuelle Bedeutung mit Emphase vor Augen geführt wird. Kein europäischer Staat könne es sich leisten, auf die Förderung der Wissenschaften zu verzichten. Andernfalls fiele er im Vergleich zu seinen Nachbarn innerhalb kurzer Zeit um hundert Jahre zurück. Der Nutzen des wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts und die Blüte der Künste für den Staat bestehen – aus der Sicht des Königs – in den profunden Kenntnissen der aufgeklärten Bürger, die ihr Wissen für die Verbesserung der Lebenssituation der Gesamtbevölkerung einsetzen. Das gelte insbesondere für die Verantwortlichen einer vernunftgeleiteten Verwaltung des Gemeinwesens sowie im Bereich der Erziehung und Bildung der Kinder und Jugendlichen. Wer könne ernsthaft auf die Errungenschaften der Wissenschaften verzichten? fragt der Autor und handelt die Erfolge der verschiedenen Wissenschafts- und Technikbereiche ab. Die Bedeutung des Fortschritts für das Wohlergehen des Volkes wird in eindringlichen Exempeln vor Augen geführt: Ganz oben auf der Liste der wissenschaftlichen Erfolge rangieren (neben der Medizin) die durch die Mechanik – der Lieblingswissenschaft der pragmatisch eingestellten Aufklärer vom Format des preußischen Königs – errungenen Erleichterungen der schweren körperlichen Arbeit. Auch die Geisteswissenschaften, Logik, Moralphilosophie, Geschichte und die Künste werden verteidigt. Die Geschichtswissenschaften bieten – so der Autor – die Grundlagen des historischen Wissens einer Gesellschaft, das für jeden regierenden Fürsten ebenso unverzichtbar sei wie für politische Funktionsträger in Armee, Rechtspflege, Verwaltung und nicht zuletzt in den Bildungseinrichtungen. Es folgt eine Apologie der Dichtkunst, die schon in der Antike die Sitten zu mildern vermochte habe – man schlage nach bei Cicero, lese Vergil, Lukrez, Ovid. All das wird unterlegt mit Zitaten der antiken Klassiker und Hinweisen auf Friedrichs Lieblingstexte, die er in seinen Schriften immer wieder aufruft, oftmals aus dem Gedächtnis und nicht immer ganz korrekt. Insgesamt resümiert er in der Abhandlung über den staatspolitischen Nutzen der Wissenschaften und der Künste seine kulturphilosophischen Überzeugungen, die er auch in zahlreichen anderen Texten vertritt, u. a. in seinem politischen Testament (1752), in seinen Dichtungen aus derselben Zeit oder in der noch heute kontrovers diskutierten Schrift *Über die deutsche Literatur* (1780)³⁸. Die Argumentation des *Discours* aus dem Jahre 1771 wird immer

38 Eberhard Lämmert, „*De la littérature allemande*“, in: Bernd Söseman, Gregor Vogt-Spira (Hg.), *Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung*, Stuttgart 2012, Bd. 1, 144-151, sowie Ricardo Morello, „Der Feind der deutschen Sprache. Über Friedrichs Essay *De la littérature allemande*“, ebd. 152-158.

wieder unterbrochen von polemischen Sticheleien gegen all jene „Narren“, die sich erdreisteten, den Nutzen der Wissenschaften und Schönen Künste für das Gemeinwesen in Abrede zu stellen, was nur ihnen und den „religiösen Fanatikern“ von Nutzen sei.

Wer mit dem mehrfach erwähnten „effronté“ (dem Unverschämten) gemeint ist, ergibt sich aus der Fußnote des Autors, in der nur „Jean-Jacques Rousseau“ vermerkt ist. Die Argumente des *Discours* sind ohne Umschweife diejenigen all jener Aufklärer, für die nicht Rousseau, sondern Voltaire der Starphilosoph und Kultautor der Lumières war. Auch Friedrich gehörte zu ihnen. In der bereits 1762 (noch während des Siebenjährigen Krieges) verfassten Apologie der Poesie³⁹ verteidigt Friedrich II. die unverzichtbare Rolle der Dichtung für den zivilisatorischen Fortschritt, nicht ohne dabei unermüdlich auf Voltaire und die Dichter der römischen Antike zu verweisen.

Im Februar 1763, als man damit begann, über den Frieden von Hubertusburg zu verhandeln, der schließlich den Siebenjährigen Krieg beenden sollte, las Friedrich II. Rousseaus *Émile*. Seinen ersten Leseindruck teilte er am 10. Februar in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha mit:

„Ich habe einstweilen, bis dieser Friede geschlossen wird, ein Buch von Rousseau aus Genf zu lesen angefangen. Das Buch führt den Titel *Émile* und wahrhaftig [...]: alle diese neueren Erzeugnisse taugen nicht viel; es werden darin Dinge wiedergekaut, die man längst weiß, mit einigen dreisten Gedanken untermischt und in ziemlich elegantem Stile vorgetragen.“⁴⁰

Dass ein König in einer solchen Situation zu Rousseaus Erziehungsroman greift, ist an sich schon bemerkenswert. Ob er alle fünf Bücher des annähernd tausend Seiten umfassenden Werkes gelesen hat, ist nicht überliefert. Dass er den Schreibstil als elegant anerkennt, ist als großes Kompliment zu verstehen und deutet darauf hin, dass er den *Émile* ganz gelesen haben könnte. Bekanntlich war er ein unermüdlicher Leser – vorausgesetzt, die Bücher waren gut geschrieben und alles andere als langweilig. Im Sommer 1763 war d'Alembert bei Friedrich II. zu Gast; von Potsdam aus schrieb er im Juli an seine Freundin Julie de Lespinasse (eine begeisterte Leserin der *Nouvelle Héloïse*): „Der König spricht meines Erachtens sehr gut über die Werke Rousseaus; er findet zwar, dass sie Logik und Wahrheit vermissen lassen, doch voller Wärme und Kraft sind [...]. Er ist nicht so begeistert wie Sie es sind, doch ist er gegenüber

39 *Réflexions sur la réflexion des géomètres sur la poésie* (1765 ????) in: *Œuvres de Frédéric le Grand* (wie Anm. 1), Bd. 9, 69-86.

40 Brief vom 10. Februar 1765 an die Herzogin von Sachsen-Gotha, in: *Œuvres de Frédéric le Grand* (wie Anm. 1), Bd. 18, 216.

Rousseaus Talenten gerecht und zollt seinem Unglück und seiner Tugend Respekt.“⁴¹

Mit Beginn des Friedens widmete sich Friedrich II. wieder verstärkt der Schriftstellerei. Aufschlussreich in Zusammenhang mit Rousseaus *Émile* ist eine Abhandlung mit dem Titel *Lettre sur l'éducation* und dem Untertitel *Lettre d'un Genevois à M. Burlamaqui, Professeur à Genève*.⁴² Der Form nach handelt es sich um einen (fingierten) Brief aus der Feder eines namentlich nicht genannten Genfer Reisenden, der sich im zeitgenössischen Preußen aufhält und seine kenntnisreichen Beobachtungen zur aktuellen Lage der Erziehung in (adligen) Familien, Schulen und Universitäten an seinen akademischen Lehrer in Genf schreibt, den Juraprofessor und Theoretiker des modernen Naturrechts, Jean-Jacques Burlamaqui. Dieser war im Jahre 1769 allerdings schon seit 20 Jahren tot. Der Brief eines Genfer Reisenden an seinen Genfer Lehrer wirkt wie eine bewusste Anspielung auf den Autor des *Émile*, der sich bekanntlich als „Citoyen de Genève“ bezeichnete. Friedrichs Brief *Über die Erziehung* formuliert harsche Kritik an den landläufigen Erziehungsformen, die der fiktive Genfer in den Staaten Friedrich II. vorfindet. Die kritische Aufmerksamkeit gilt zunächst dem Adel. Wie Rousseau im *Émile* rückt auch Friedrich II. die Erziehung der Kinder des (eher niederen) Adels ins Blickfeld des kritischen Beobachters. Der Vater des fiktiven Zöglings *Émile* ist ein (einfacher) Adliger, der die Erziehung seines Sohnes einem Freund anvertraut. Wie Rousseau ist auch Friedrich II. der Auffassung, dass die meisten Eltern ihre Kinder entweder verhätscheln oder viel zu hart bestrafen, so dass es für die Heranwachsenden besser sei, wenn sie einem aufgeklärten Erzieher anvertraut würden, wobei beide Autoren offen lassen, wer die Erzieher erzieht.

1765 wurde in Berlin eine neue Kadettenanstalt mit Internat eröffnet, für die der König eigenhändig einen detaillierten Unterrichtsplan erstellt hatte. Die vehemente Kritik an der gewohnheitsmäßigen, unreflektierten, aus Friedrichs Perspektive unbefriedigenden Erziehungspraxis, die sowohl in den adligen Familien als auch an Schulen und Universitäten vorherrschte, geht in der *Lettre sur l'éducation* mit konkreten Reformvorschlägen für die Knaben- und Mädchenerziehung im Kindesalter einher sowie für die Erziehung der Jugendlichen in den Kollegien und für die Studenten an den preußischen Uni-

41 D'Alemberts Brief aus Potsdam vom Juli 1763 an Julie de Lespinasse, zitiert nach Frédéric S. Eigeldinger, „*Des pierres dans mon jardin*“ (wie Anm. 23), 29.

42 Friedrichs *Lettre sur l'éducation* erschien 1770 bei Voss in Berlin, in: *Œuvres de Frédéric le Grand* (wie Anm. 1), Bd. 9, 131.147.

versitäten. Der Brief über die Erziehung erscheint vor dem Hintergrund des Erfolgs, den Rousseau damals in Deutschland erzielte, in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Er liefert die aufklärungsphilosophische Begründung der vom König nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges in Angriff genommenen Modernisierung des Unterrichtswesens an Schulen und Universitäten, die von den damit beauftragten Ministern (Münchhausen, von Fürst, Zedlitz) vor Ort gegen alte Gewohnheiten (und Gewohnheitsrechte) und erheblichen Widerstand in den unterschiedlichen Institutionen durchgesetzt werden musste. Sodann schien Friedrich II. die Rousseau-Begeisterung, die mit dem *Émile* einen neuen Höhepunkt erreicht hatte, nutzen zu wollen, um der Dringlichkeit seiner pädagogischen Modernisierungs- und Säkularisierungsbestrebungen im Kontext des *Émile*-Fiebers publikumswirksam Nachdruck zu verleihen. Kritik und Verbesserungsvorschläge aus der Feder eines (fingierten) Genfer Reisenden, adressiert an den bekannten Naturrechtler und renommierten Prinzenzieher Burlamaqui, der auch in protestantischen Fürstenhäusern in Deutschland als Autorität anerkannt war, erinnerten das zeitgenössische Publikum möglicherweise an den anderen Genfer Bürger und Reformpädagogen, dessen *Émile* dank der zügigen Übersetzung seit 1763 in aller Munde war: Jean-Jacques Rousseau.

Bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen Rousseaus *Émile* und Friedrichs *Lettres sur l'éducation* finden sich hinsichtlich des Erziehungszieles: Will *Émiles* Erzieher seinen Zögling zum „Menschsein“ befähigen und ihm Fähigkeiten vermitteln, die es ihm eines Tages ermöglichen sollen, den für ihn in der Gesellschaft „vorgesehenen Platz“ einzunehmen, so besteht auch das Ziel der Erziehungsprogrammatis, die Friedrich II. formuliert, darin, die Schüler an selbstständiges Denken zu gewöhnen, sie zu gebildeten, verantwortungsbewussten, kurz: zu aufgeklärten „citoyens“ zu erziehen, die über kritisches Urteilsvermögen verfügen und in der Lage sind, sich das anspruchsvolle Persönlichkeitsideal des zivilisierten Weltbürgers anzueignen. Auch *Émile* wird zu einem eigenständig Denkenden erzogen, der als Erwachsener ein guter Bürger seines Landes sein wird, seinen Platz als Offizier, Kleiner oder Jurist (diese Berufe werden für *Émile* ins Auge gefasst) einnimmt und die entsprechenden Aufgaben zufriedenstellend erfüllt.

Friedrich II. denkt als Autor des *Briefes über die Erziehung* ähnlich: Er ist überzeugt, dass die beste Voraussetzung für eine erfolgreiche Erziehung eine profunde Allgemeinbildung mit einer positiven Einstellung zur Empirie darstellt; das heißt: Verzicht auf die Anhäufung von Faktenwissen und Auswendiglernen, stattdessen eine Bildung, die den jungen Leuten vernünftiges

Denken ermöglicht, guten Geschmack vermittelt, Kommunikationskompetenzen und Weltklugheit fördert. Friedrichs präzise Vorgaben für ein modernes Unterrichtswesen verweisen auf die Dringlichkeit pädagogischer Reformen im Nachkriegspreußen. Wiederholt kommt auch hier das Plädoyer für die Wissenschaften und Künste ins Spiel: Aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse seien Schülern und Studenten ebenso zu vermitteln wie die Meisterwerke der schönen Künste. Dazu gehörte für Friedrich II. auch die Kunst der Rhetorik: Denn der gute Citoyen sollte so gebildet sein, dass er über jeden Gegenstand vernünftig, elegant, allgemeinverständlich sprechen und schreiben kann. Voraussetzung dafür seien die Fähigkeiten zum kritischen Denken, zur logischen Argumentation und Improvisation der freien Rede.

Das Ziel der erforderlichen pädagogischen Anstrengungen besteht aus der Sicht des Königs darin, die Kinder zu aufgeklärten Untertanen eines aufgeklärten Monarchen zu erziehen, die als künftige gesellschaftliche Elite die Aufklärung weitertragen sollten. Auch Émile soll zu einem aufgeklärten Untertanen erzogen werden – schließlich wird er weder (Berufs-)Politiker in einer Republik noch Revolutionär.

Im 12. Kapitel seiner Autobiographie stilisiert sich auch Rousseau zum Untertan eines Königs, dem er für die Gewährung des Asyls in Neuchâtel überaus dankbar ist. Von England aus, wo er nach der Flucht aus der Schweiz bei David Hume (vorübergehend) Schutz fand, verfasste Rousseau folgenden Dankesbrief an den preußischen König:

„Sire,
ich verdanke dem Unglück, das mich verfolgt, zwei Güter, die mich trösten: die Wohlwollen des Lord Marschalls und den Schutz Eurer Majestät. Wenn ich auch gezwungen bin, fern von dem Staate zu leben, in dem mein Name in der Liste Ihrer Untertanen ist, so bewahre ich mir doch die Liebe zu den Pflichten, die ich dort eingegangen bin. Geruhen Sie, Sire, Ihre Güte mir so weit folgen zu lassen, als ich meine Dankbarkeit mit mir nehme, lassen Sie mir stets die Ehre, Ihr Schützling zu sein, so wie ich stets Ihr treuester Untertan sein werde. (Wootton, den 30. März 1766)“⁴³

Letztlich bleibt die Wahrnehmung des auf seiner Unabhängigkeit bestehenden neuen Untertanen des preußischen Königs helllichtig genug, um die drohende Gefahr nicht zu unterschätzen. Obwohl ihm der König das Aufent-

43 Rousseau an Friedrich II., Brief Nr. 5136, in: *Correspondance complète de Jean-Jacques Rousseau*, hg. v. R. A. Leigh, Bd. 29, Oxford 1977, 76; hier: *Bekenntnisse* (wie Anm. 1), 825. Dieses Schreiben hat den Adressaten nie erreicht, es befand sich in Rousseaus Nachlass.

haltsrecht für die preußischen Staaten und die Nachbargemeinde von Môtiers das dafür erforderliche Bürgerrecht gewährt hatten, konnte niemand die aufgehetzten Dorfbewohner zur Toleranz bekehren. Friedrich II. hatte den Pastoren in Neuchâtel zwar die Leviten gelesen, nachdem er erfahren hatte, dass Jean-Jacques Rousseau schikaniert und schließlich vertrieben worden war. Es läuft auf eine Niederlage der friderizianischen Toleranzpolitik hinaus, die aus der Perspektive der *Bekenntnisse* wie ein Zeichen politischer Ohnmacht gegenüber dem religiösen Fanatismus erscheint. Der König im fernen Potsdam war letztlich machtlos.

D'Alembert, der sich um Rousseau Sorgen machte, hatte die prekäre Lage des Verfolgten im preußischen Neuchâtel früh erkannt: Bereits im Juli 1762, d. h. kurz nach der Ankunft Rousseaus in Môtiers, stellt er in einem Brief an Voltaire fest: „Der arme Teufel Jean-Jacques“ hat es so weit gebracht, sich mit „den Göttern, den Pfarrern, Königen und Schriftstellern“ (gemeint sind die Enzyklopädisten, von denen sich Rousseau ebenfalls verfolgt fühlte) zu überwerfen, dass er wohl nicht lange dort bleiben wird. Denn, so die Begründung d'Alemberts, „der König von Preußen ist in Neuchâtel nicht Herr und Meister wie in Berlin. Wenn es um Religion geht, verstehen die ehrenwerten Pastoren von Neuchâtel keinen Spaß“.⁴⁴

44 Brief d'Alemberts an Voltaire vom 31. Juli 1762, zitiert nach Frédéric S. Eigeldinger, „*Des pierres dans mon jardin*“ (wie Anm. 23), 30.